Seit Oktober...

Autor(en): **Herdi, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **91 (1965)**

Heft 30

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-504936

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Seit Oktober . . .

In einer Mansarde mitten in Zürich wohnt eine ältere Frau, eine ehemalige Hausangestellte. Der Zins von 22 Franken monatlich wird ihr von zwei andern Mieterinnen im gleichen Haus bezahlt; das ist an sich eine nette Geste. Eine der Mieterinnen bringt ihr auch Lebensmittel. Denn die ehemalige Hausangestellte ist eher auf Lumpen und alte Zeitungen denn auf Rosen gebettet. Sie bezieht eine AHV-Minimalrente von der AHV-Zweigstelle Glarus. Etwas Altersbeihilfe kriegt sie auch noch.

So geht das bis anfangs Oktober 1964. Danach wird die Frau nicht mehr gesehen. Eine Hausbewohnerin besitzt den Schlüssel zum Briefkasten der Frau und findet darin innert drei Monaten 14 Abholungseinladungen der Post, darunter auch für die AHV-Rente. Im Februar stellt die Kasse in Glarus die Zahlungen ein: es komme oft vor, daß alte Leute die Zahlungen zurückgehen lassen. Der Pöstler, der vierzehnmal an der Mansardentür klopft, nimmt wie verschiedene Hausbewohner an, die Frau sei verreist. Die Polizei, Mitte Oktober schon von einer die Mansardenmieterin gelegentlich besuchenden Frau avisiert, unternimmt nichts, sondern rät, sich an die Hausverwaltung zu wenden. Der Liegenschaftsverwalter stellt fest – ich zitiere eine Zeitung – daß «der Mietzins pünktlich bezahlt worden ist. Er hatte deshalb keine Veranlassung beunruhigt zu sein.» Das ist ein sehr schöner Passus. Der Mietzins ist bezahlt, oder, wie sie da und dort so herrlich sagen: Die ‹Kohlen› stimmen. Keine Veranlassung also, beunruhigt zu sein. Nur wer Schulden hat, meinte Oscar Wilde einmal, kann damit rechnen, im Gedächtnis der Krämer fortzuleben.

Es vergehen insgesamt neun Monate, bis die Mansarde geöffnet und festgestellt wird: Die (fast) alleinstehende Frau ist tot und liegt seit dreiviertel Jahren tot in ihrem Zimmer. Mitten in Zürich. Die Altersbeihilfe hat zwar in diesen Monaten zweimal ins Haus telefoniert, sich aber mit der Auskunft zufriedengegeben, die Frau verreise halt öfter. Das genügt ja. Man hat ja nicht etwa Geld zu gut. Ganz im Gegenteil, ganz im Gegenteil!

Das soll kein Vorwurf sein. Nur eine Feststellung, angeregt durch einen Vorfall, der sich vor dreizehn Jahren in Genf ereignet hat. Erinnern Sie sich? Es war damals so:

Ein Betreibungsbeamter wollte bei einem Fräulein Henriette, welches auf einige Aufforderungen des Amtes nicht reagiert hatte, persönlich vorsprechen. Läuten und Klopfen an der Wohnungstüre waren umsonst; Mitbewohner im Haus erklärten, das Fräulein seit einiger Zeit nicht mehr gesehen zu haben. Der Beamte ließ die Türe mit einem Dietrich öffnen und fand in der unaufgeräumten Wohnung den Leichnam der fast siebzigjährigen Frau. Laut ärztlicher Feststellung lag der Tod der Verstorbenen Monate zurück.

Soweit die Meldung von damals. Derartige Kurzmeldungen, die oft nur eine Lücke in einer Textseite füllen, verraten manchmal in zwei, drei Sätzen mehr von unserer Kultur und Unkultur als alles zusammen, was auf der gleichen Seite gedruckt steht. Ein Fräulein war's gewesen, eine siebzigjährige Serviertochter. Das Erschütternde: Monatelang wurde sie von niemandem vermißt. Aushilfsserviertochter war sie gewesen. Kein Arbeitgeber, keine Berufskollegin hatte sie aufgesucht. Die Gäste werden sie ohnehin nicht vermißt haben; für sie sind die Freitage einer Serviertochter ohnehin höchstens dann von Bedeutung, wenn die Tochter jung ist und gut präsentiert.

Aber das Fräulein Henriette mußte doch auch essen. Irgendwo wird sie regelmäßig etwas Brot, anderswo Milch, Kaffee und Kartoffeln eingekauft haben. Im Hausflur befand sich doch wohl ein Briefkasten mit ihrem Namen, und wenn die alte Dame außer den Mahnungen des Betreibungsamtes auch keine persönliche Post mehr erhalten hatte, so müßte sich dieser Kasten erfahrungsgemäß allein schon von den Drucksachen, die in jeden Haushalt geflattert kommen, in drei Monaten zum Bersten gefüllt haben und den Mitbewohnern des Hauses aufgefallen sein.

Irgendetwas stimmt da nicht. Gewiß, es gibt wohl mehr einsame Menschen, als wir annehmen, und nicht selten haben sie selber viel schuld an ihrem Los. Aber bitte schön: Die Hausbewohner erklärten damals, sie hätten das Fräulein Henriette schon längere Zeit nicht mehr gesehen. Der Briefträger sah zu, wie sich der Briefkasten immer praller füllte.

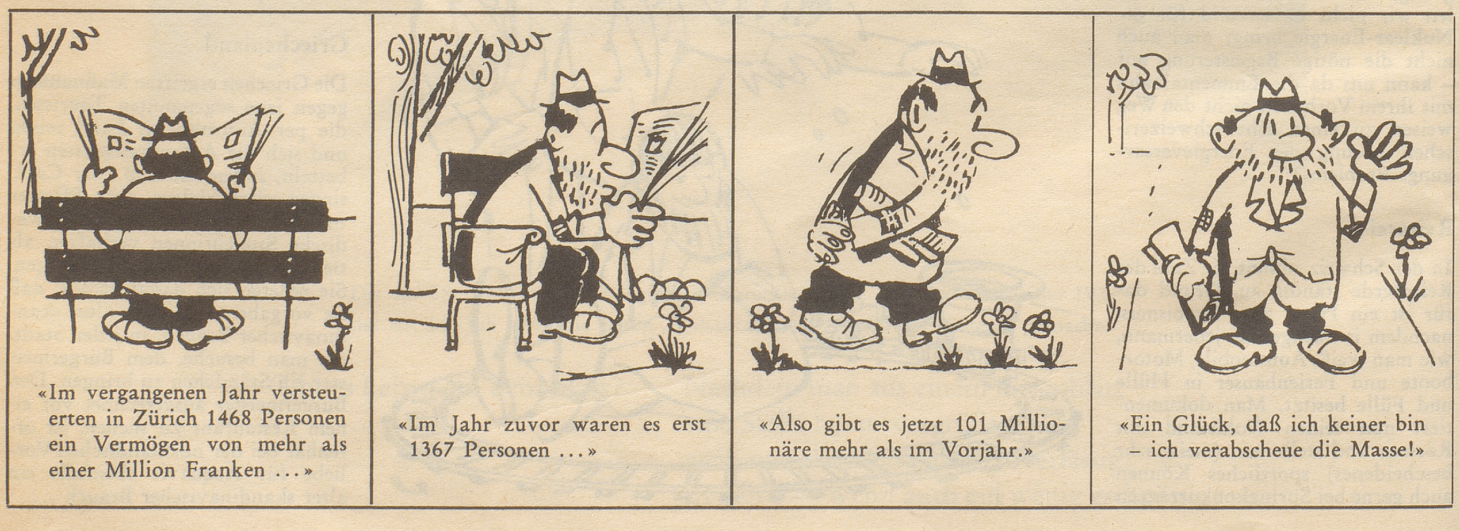
Ich glaube, man muß in solchen Fällen den Kopf doch mehr als einmal schütteln. Da leben nun so und so viele Menschen neben- und übereinander im gleichen Hause, und sie wissen, wenn am Fuße des Gaurisankar einer 35 Tage fastet, wenn in Südafrika ein Storch auf operativem Wege von einem Geschwür befreit wird, wenn in Honolulu ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt kommt. Wenn aber im gleichen Hause, in dem sie wohnen, eine alte Dame plötzlich nicht mehr gesehen wird, monatelang nicht mehr auftaucht, den Kehrichteimer nicht mehr auf die Straße stellt, den Briefkasten nicht mehr leert, kein Fenster mehr öffnet, nicht mehr in der Wohnung herumschlurft, auf kein Klopfen oder Läuten mehr reagiert, dann, ja wahrhaftig, dann denken sie sich nichts dabei.

Den Storch in Südafrika, den Fastenden am Fuße des Gaurisankar, ja, den würden sie, so weit kein Apparat im eigenen Heim steht, nach einem Galöppchen ins nächste Kaffeehaus noch sehen wollen, sofern das Fernsehen eine entsprechende Reportage bringt.

Man kann sich zu viel um Mitmenschen kümmern. Aber man kann sich auch zu wenig um Mitmenschen kümmern. In Zürich wurde 1965, wie erwähnt, der Mietzins bezahlt. Das gab offenbar den Ausschlag. In Genf damals... Also, ich möchte fast sagen: Gott sei Dank hatte die alte Dame seinerzeit irgendwo Schulden. Denn wenn nicht einer Geld zugut gehabt hätte, dann wäre auch der Beamte vom Betreibungsamt nicht vorbeigekommen, und das alte Fräulein hätte vielleicht noch lange unbeerdigt in ihrer Wohnung gelegen. Und keiner hätte sich «etwas gedacht», jedenfalls nicht in bezug auf das Fräulein Henriette, sondern höchstens im Zusammenhang damit, ob der eigene Lohn nicht etwa hinter dem Index nachhinke.

Fritz Herdi

«Mosi» — Der kleine Mann und die Zeitung



«Im vergangenen Jahr versteuerten in Zürich 1468 Personen ein Vermögen von mehr als einer Million Franken ...»

«Im Jahr zuvor waren es erst 1367 Personen ...»

«Also gibt es jetzt 101 Millionäre mehr als im Vorjahr.»

«Ein Glück, daß ich keiner bin – ich verabscheue die Masse!»